

DION LEONARD

MIT GOBI DURCH DIE WÜSTE

Eine wahre Geschichte

HarperCollins



unterbieten. Mich im Ziel zusammenzukauern, zu merken, wie die Lunge sich allmählich wieder erholte, die Uhr im Auge zu behalten und dabei zu hoffen, dass Dan nicht in Sicht kam, war alles, was ich tun konnte.

Es war Lucja, die gut fünf Minuten nach mir die Ziellinie überquerte. Strahlend standen wir da und warteten nahezu zehn Minuten, bis Dan schließlich eintraf.

»Was war das denn?«, fragte er, als er wieder ein wenig zu Atem gekommen war. »Du bist einfach losgeprescht. Du musst doch mehr trainiert haben, als du hast durchblicken lassen.«

Ich grinste und klopfte ihm freundschaftlich auf den Rücken. »Du musst dich mal von Twitter verabschieden, mein Lieber.«

An der Startlinie ging es zu wie an der Startlinie jedes beliebigen anderen Rennens irgendwo auf der Welt. Jeder hatte seine eigene Methode, seine Nerven im Griff zu halten. Ich stand seitlich in der zweiten oder dritten Reihe von vorne und versuchte, mich damit abzulenken, dass ich mich umschaute. Tommy Chen war da. Er sah konzentriert und verdammt gut aus. Er hatte sein Kamerateam bei sich, und in der Schar der Zuschauer befanden sich etliche seiner Fans. »Viel Glück, Tommy«, rief jemand. »Hoffentlich packst du es!«

»Yeah, danke«, antwortete er, während er mit den Füßen scharrte. Ich beobachtete, wie sein Lächeln sofort wieder erlosch. Er war genauso nervös wie der Rest von uns. Vielleicht sogar noch mehr. Ich wusste, dass er zu den aufgehenden Sternen am Himmel der Ultramarathons gehörte, aber er war im ersten der fünf Rennen, die die Veranstalter in diesem Jahr ausrichteten, nur als Zweiter ins Ziel gekommen. Der Druck zu liefern lag auf ihm.

Ich überprüfte ein letztes Mal meine Ausrüstung, vergewisserte mich, dass die Gurte über der Brust straff genug saßen und die leuchtend gelben Überzieher die Schuhe ordentlich abdeckten. Ich wusste, dass wir recht bald an diesem Tag eine Sanddüne hinaufmussten, und das Letzte, was ich wollte, war, dass die nächsten vier oder fünf Stunden danach Steinchen in den Schuhen meine Füße quälten.

Die Start sirene ertönte, und selbst das geringste Geräusch aus der kleinen Schar ringsherum verschwand aus meinem Bewusstsein. Das Rennen begann auf weit gestrecktem Grasland, und sobald wir unterwegs waren, wogte das gewohnte Gedränge in der Mitte des Felds. Man erlebt alle Arten von Läufern, die am ersten Tag die Führung übernehmen wollen. Mir liegt nicht so viel daran. Aber das ist das Schöne an diesen Rennen, auch wenn Athleten der Weltklasse sich neben frohgemuten Amateuren einreihen, spielen hier Rang und Namen keine Rolle. Wenn man vorweglaufen möchte und das Tempo halten kann – bitte schön.

Ich hatte vorhergeahnt, dass der Start ein wenig knifflig werden könnte, weil alle sich in einem großen Haufen zusammendrängten, wie das gewöhnlich der Fall ist. Deshalb hielt ich mich weit entfernt von den anderen und wollte auch nicht auf die Werbefotos kommen. Wenn ich schnell genug loslegte, konnte ich vor den langsameren Läufern sein, bevor die

Piste enger wurde und auf eine felsige Schlucht zu abfiel.

Es lief wie geplant, und ich landete hinter Tommy. Es hatte zwar in der Nacht nicht geregnet, aber die Felsen waren vom Morgentau schlüpfrig. Ich hatte Mühe, sicheren Tritt zu fassen, und fühlte mich etwas unsicher. Genau wie Tommy ging ich es ruhig an. Ich denke, wir wussten beide, dass wir, wenn wir uns bei einem Fehltritt den Knöchel verstauchten, keine andere Wahl hätten, als die restlichen hundertfünfzig Meilen jede Menge Schmerzen auf uns zu nehmen.

Ich hörte jemanden hinter mir und schaute zu, wie ein Typ aus Rumänien nur so an mir vorüberflog. Er hüpfte über die Felsen, als träfe er mit jedem Schritt auf ein kleines Trampolin. Als Tommy merkte, dass er hinter ihm war, zogen die beiden ein Stück vor mir davon. Bleib in deinem Takt, ermahnte ich mich. *Kein Grund, sich zu sorgen.*

Bevor ich Schottland verließ, hatte ich mir mit meinem Trainer einen kompletten Plan zurechtgelegt. Wir hatten auf meine anderen Rennen zurückgeblickt, und uns war aufgefallen, dass ich viele Male denselben Fehler begangen hatte. Ich neigte dazu, schwach zu starten, um dann im Laufe der Woche Boden gutzumachen, speziell am langen Renntag, an dem die Strecke über fünfzig Meilen und mehr ging. Die Wahrheit ist, dass ich kein Morgenmensch bin, und der erste Morgen trifft mich immer besonders hart. Oft lag ich am Ende des ersten Tags schon zwanzig Minuten hinter den Führenden zurück.

Selbst bei den Trainingsläufen habe ich auf den ersten ein, zwei Meilen Mühe, in Gang zu kommen, und frage mich, ob ich weitermachen will. Diese ersten Minuten verbringe ich in dem Gefühl, ich täte alles andere lieber, als jetzt hier zu laufen. Aber wenn ich mich durch diese Phase einmal durchgekämpft habe, bin ich normalerweise in der Spur, und die zweite Hälfte des Laufs vergeht wie im Flug.

So vertraute ich darauf, dass ich alles richtig machte, solange ich Tommy und den Rumänen in Sichtweite behielt. Wenn ich am Ende der ersten Etappe dicht genug dran wäre und das Tempo hielte, ohne zu übertreiben, würde ich mich in die bestmögliche Position für den Rest der Woche bringen.

Die Hälfte des Tags war vergangen, als der Rumäne zu schwächeln begann und so weit hinter uns zurückfiel, dass ich ihn nicht mehr hören konnte. Ich blickte auf und sah eine Sanddüne, die sich vor uns auftürmte. Sie war steil und ausgedehnt, bestimmt hundert Meter hoch, und der Untergrund war nachgiebig. Ich hatte Dünen wie diese in Marokko gesehen, aber die wirkte irgendwie anders. Der Sand am Abhang schien härter und kompakter zu sein, doch der Weg, der für mich hinaufführte, war locker und bot fast keinen Widerstand.

Es gibt eine Methode, eine Düne hinaufzulaufen, und ich habe sie auf die harte Weise in Erfahrung gebracht, als ich zum ersten Mal am Marathon Des Sables teilnahm. Ich wusste nicht, dass man seine Schritte so kurz wie möglich setzen und eine rasche Schrittfolge einhalten musste, um zu vermeiden, dass der Sand unter einem nachgibt und einen ausbremst. Ich wusste auch nicht, dass der längere Weg leichter ist als der kürzere. Im Ergebnis war ich damals zurückgefallen und kam am Ende des ersten Tages so spät ins

Ziel, dass ich mir ernsthaft Gedanken darüber machte, ob ich nicht ganz aus der Wertung fiel.

Tommy nahm die Düne vor mir in Angriff, aber schon nach ein paar Schritten war klar, dass der Sand der Gobi ein anderer ist als der in der Sahara. Es musste in dieser Gegend über Nacht geregnet haben. Der Sand war dunkler und klumpiger. Er gab unter dem leichtesten Druck nach wie weicher Lehm. Von Zeit zu Zeit musste ich die Hände zu Hilfe nehmen, um Halt zu bekommen. Wir krabbelten mehr hinauf, als dass wir liefen.

Als wir schließlich oben angelangt waren, konnte ich mir ein deutlicheres Bild von der Düne machen. Die einzige Möglichkeit war, auf dem schmalen oberen Kamm zu laufen, der sich fast eine Meile weit vor uns erstreckte. Auf beiden Seiten fiel die Düne ab, und wer einmal den Fuß falsch setzte, schlidderte zwangsläufig den Abhang hinunter. Es würde endlos dauern, wieder hinaufzuklettern, und wertvolle Zeit und Energie kosten.

Tommy genoss es. »Schau dir diese Aussicht an«, rief er. »Ist das nicht überwältigend?«

Ich sagte nichts dazu. Ich fürchte mich vor großen Höhen und hatte panische Angst zu fallen. So vorsichtig wie möglich bewegte ich mich vorwärts. Mehr als einmal rutschte ich aus und breitete in dem verzweifeltsten Versuch, das Gleichgewicht zu halten, die Arme aus. Es kümmerte mich nicht, wie viel Tommy vor mir gutmachte. Alles, was ich tun konnte, war, meine Augen darauf zu richten, wohin ich meine Füße setzte, und zu hoffen, dass der Sand unter mir hielt.

Es war fürchterlich da oben. Umso himmlischer fühlte ich mich, als der Zeitpunkt gekommen war, die Düne hinunterzulaufen. Ich legte alle Kraft in meinen Lauf und sprintete bergab, so schnell ich konnte. Als ich am Fuß der Düne angekommen war, überholte ich Tommy. Ich merkte, wie überrascht er war, und hörte hinter mir, wie er gleich wieder dicht aufschloss.

Eine Weile liefen wir Seite an Seite, dann wechselten wir uns von Zeit zu Zeit in der Führung ab. Die Strecke führte uns durch matschige Felder, über Brücken und entlang eines riesigen Stausees. Der endlose Sand und die grausame Hitze der Wüste Gobi lagen noch zwei Tage vor uns. Wir kamen durch entlegene Dörfer, die in ein anderes Jahrhundert zu gehören schienen. Über das Land verstreut, kauerten verfallene Gebäude wie an einem aufgegebenen Filmset. Gelegentlich erblickten wir Einheimische, die dastanden und uns teilnahmslos zusahen. Keiner von ihnen sprach ein Wort, aber sie schienen sich nicht an uns zu stören. Es hätte für mich auch keinen Unterschied gemacht. Zu dieser Zeit flog ich nur so dahin, voller Hoffnung, dass dieser Marathon durch die Wüste Gobi am Ende doch nicht mein letztes Rennen war.

4. KAPITEL

Ich bin in Sydney, New South Wales, geboren, aufgewachsen bin ich jedoch in einer Stadt namens Warwick im australischen Outback in Queensland. Kaum jemand, den ich kenne, ist jemals an diesem Ort gewesen, der einen Schlag Menschen hervorbringt, den jeder gleich erkennt. Die Gegend ist von Landwirtschaft geprägt, die Werte sind traditionell, und eine starke Betonung liegt auf dem familiären Zusammenhalt. Dieser Tage hat sich dort eine Menge geändert. Warwick ist eine kleine, pulsierende Großstadt geworden, doch als ich noch ein Teenager war, war Warwick ein Platz, der sich freitags am Abend füllte. Die Pubs waren gedrängt voll mit hart arbeitenden Männern, die ausgingen, um sich ein paar schöne Stunden zu machen – einige Biere zu viel und die eine oder andere Schlägerei inbegriffen. Und dann ging es zur Tankstelle – die jeder Australier, der etwas auf sich hält, *Servo* nennt –, um sich eine Fleischpastete zu holen, die schon den ganzen Tag im Ofen gelegen hatte und somit hart wie Stein war.

Es waren gute Leute, wenn die Stadt auch von Cliquen geprägt und jeder mit den Angelegenheiten des anderen vertraut war. Ich wusste, dass ich nicht dazugehörte.

Es war nicht einmal der Makel meiner Geburt, der die Leute veranlasste, böse auf mich zu reagieren. Es lag an meinem eigenen Benehmen, daran, was aus mir geworden war. Ich hatte mich von einem höflichen, angenehmen Kind zu einem unangenehmen, nervigen Klugscheißer entwickelt. Als ich vierzehn war, war ich der Klassenclown, der seine Lehrer mit seinem Beifall heischenden Bemerkungen auf die Palme brachte. Ich wurde vor die Tür verwiesen, stolzierte zum Schultor hinaus und ging zur *Servo*, um mir am frühen Nachmittag eine Pastete zu gönnen, während die anderen armen Trottel im Klassenzimmer festsäßen.

Als dann meine Schulzeit zu Ende war und der Schuldirektor uns auf der Abschiedsfeier einzeln die Hand schüttelte, wobei er jedem ein freundliches Wort für die Zukunft mit auf den Weg gab, war alles, was er mir zu sagen hatte: »Dich sehe ich im Gefängnis landen.«

Natürlich gab es eine Erklärung dafür, und es war nicht allein der Schmerz wegen des doppelten Verlusts eines Vaters.

Ich war aus der Bahn geworfen, weil zu Hause alles aus der Bahn geriet.

Der Verlust ihres Mannes traf meine Mom hart. Richtig hart. Ihr Vater war traumatisiert aus dem Zweiten Weltkrieg heimgekommen, und wie so viele andere wandte er sich dem Alkohol zu, um das Leiden zu betäuben. Meine Mom lernte von Kind auf, dass Kinder sicherer aufgehoben sind, wenn sie weggehen und sich irgendwo verstecken, sobald die Eltern streiten.

Mit Anfang dreißig wurde Mom Witwe, und so wählte sie den einzigen Ausweg, den sie kannte. Sie zog sich zurück.

Ich kann mich an ganze Tage erinnern, an denen sie sich in ihrem Schlafzimmer einschloss. Ich traf sie vielleicht mal, wenn sie ins Badezimmer ging oder die Küche besuchte, aber im besten Fall schlich sie wie ein Schatten durchs Haus. Ich kochte Mahlzeiten, die aus Eiern auf Toast oder Spaghetti aus der Dose bestanden. Sonst gingen wir zu Nan, zu Nachbarn oder, wenn es Sonntag war, in die Kirche.

Dann wieder gab es Phasen, in denen Mom davon besessen war, das Haus blitzsauber zu halten. Es war zwanghaft, wie sie putzte, und bei den seltenen Gelegenheiten, da sie für sich selbst kochte, reinigte sie hinterher zwei Stunden lang wie wahnsinnig die Küche. Weder ich noch meine kleine Schwester Christie konnten irgendetwas richtig machen. Kinder sind nun einmal Kinder und hinterlassen Krümel um ihre Essplätze und Fingerspuren auf den Fensterscheiben oder duschen länger als drei Minuten. Jede einzelne dieser Kleinigkeiten reichte aus, um Mom in Rage zu versetzen.

Unser Grundstück war knapp einen Hektar groß und voll mit Bäumen und Blumenbeeten. Während Mom und Dad gern zusammen im Garten arbeiteten, war von dem Moment an, wo alles anders wurde, ich es, der hinausgehen musste, um dort Ordnung zu halten. Einmal in der Woche musste ich den Rasen mähen und jeden Morgen vor der Schule in wenigstens einem Beet Unkraut jäten.

Wenn ich meine häuslichen Arbeiten nicht verrichtete, war das Leben kein Spaß mehr. Erst fing Mom an zu maulen, aber schnell ging das in großes Geschrei über. »Du bist ein Nichtsnutz«, sagte sie dann. »Ich wünschte, ich hätte dich nie ... Du bist der Fehler meines Lebens ... Ich hasse dich.«

Ich schrie zurück, und bald beschimpften wir uns gegenseitig in der wüstesten Art und Weise. Manchmal schlug sie mich mit dem Bambusgriff ihres Staubwedels und packte mich am Arm, wobei sie tiefe Kratzer auf meiner Haut hinterließ.

Sie entschuldigte sich nie. Und ich mich auch nicht.

Wir stritten jeden Tag und jeden Abend. Wenn ich aus der Schule kam, hatte ich das Gefühl, wie auf Eiern ums Haus gehen zu müssen. Falls ich Lärm machte oder sie in irgendeiner Weise störte, ging das ganze Theater von vorne los.

Schließlich, als ich vierzehn geworden war, hatte sie genug. »Du fliegst raus«, sagte sie, während ich im Hintergrund stand und meinen Arm verarztete. Sie holte ihre Putzsachen aus dem Schrank. »Hier gibt es zu viel Streit. Ich steck dich nach unten.«

Das Haus hatte zwei Stockwerke, aber alles spielte sich eigentlich oben ab. Ins Untergeschoss ging nie jemand. Als wir ganz klein waren, haben Christie und ich dort gespielt, doch seitdem war das Spielzimmer zu einem Abstellplatz geworden. Es gab im Untergeschoss eine Toilette, es drang jedoch kaum Tageslicht dorthin, und ein großer Teil der Fläche stand immer noch voll mit Baumaterial. Das Wichtigste für meine Mutter war, dass es am Fuß der Treppe eine Tür gab, die man abschließen konnte. War ich einmal unten, saß ich in der Falle. Ich gehörte nicht mehr zum Familienleben über mir.

Ich stritt mich nicht mit ihr darüber. Zum Teil wollte ich ja selbst von ihr weg.